

Livia kämpft mit der Finsternis [Fortsetzung]

Autor(en): **Caren**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **35 (1945)**

Heft 18

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-644454>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

LIVIA

kämpft mit der

Finstennis

Eine seltsame Kleinstadtgeschichte
von Caren

17. Fortsetzung

„Nur [durch Ihre lächerlichen Medikamente“, fiel Kandler ihr höhnisch ins Wort. Sein Gesicht verzerrte sich in einem lautlosen Lachen, das seinen Körper von innen her erschütterte. Mit einer verächtlichen Gebärde schleuderte er die leere Glastube auf den Boden. „Meinetwegen bleiben Sie in dem Glauben, wenn es Sie glücklich macht. Aber“ — Sein Ton bekam plötzlich etwas Drohendes — „unterstehen Sie sich nicht, mein Haus noch einmal zu betreten, auch nicht in meiner Abwesenheit. Ich passe auf.“ Er steckte die Faust in die Tasche und klimperte herausfordernd mit den Schlüsseln.

Der jungen Medizinerin schoss das Blut zu Kopf. Sie machte ihr hochmütigstes Gesicht.

„Gut, Herr Kandler, wie Sie wollen“, sagte sie kühl, während sie zögernd auf die Tür zuing. „Aber ich mache Sie aufmerksam: wenn Ihre Frau stirbt, fällt die ganze Verantwortung auf Sie! Ich habe Sie gewarnt. Sie werden nicht sagen können, dass Sie sich über die Schwere des Falles nicht klar gewesen sind. Und denken Sie nicht, dass ich den Mund halten werde“ — ihre Mädchenstimme schwankte vor Entrüstung und ihr stahlblauer Erzengelblick blitzte anklägerisch über ihn hin. — „Ich habe den Fall bereits mit meinen Professoren besprochen. Wissen Sie, dass Sie sich strafbar machen, wenn Sie einer Kranken den ärztlichen Beistand verweigern?“

Der Mexikaner zuckte geringschätzig die Achseln. Dann drehte er sich auf dem Absatz um und ging auf das Ruhebett zu.

„Sage der Señorita, dass du dir ihre Besuche verbittest“, sagte er auf Spanisch zu Malintza, die den Auseinandersetzungen in bebender Stummheit gefolgt war, ohne ein Wort zu verstehen. Ihre grossen, glänzenden Tieraugen suchten mit demütig flehendem Ausdruck den des jungen Mädchens. Dann kehrte sie wie in Scham das Gesicht zur Wand und sagte kaum hörbar:

„Suplico Señorita a non volver...“

Livia wollte etwas antworten, aber Mitleid und Erbitterung schnürten ihr die Kehle zu. Hastig wandte sie sich zum Gehen, mit einem Gefühl, als ginge sie von einer Sterbenden...

Jeden Mittwoch von Vier bis Sechs hielt Professor Hoffer im Laboratorium der Universitätsklinik seine praktischen Kurse für Bakteriologie, die sich besonders von seiten der weiblichen Medizinstudenten eines regen Zulaufs erfreuten. Denn Professor Hoffer war nicht nur einer der gesuchtesten und höchstehonorierten Ärzte von Greifenberg,

sondern auch eine äusserst anziehende Erscheinung, mit seiner eleganten Figur, den jugendlichen, blitzenden, blauen Augen und der interessanten Silbersträhne in dem noch vollen, sorgfältig gepflegten Haar. Dazu kam, dass dieser schöne Mann nicht verheiratet war und ein diskret verhülltes Privatleben führte, über das die Fama von Greifenberg allerlei zu munkeln wusste.

Sie munkelten unter anderem, dass der „schöne Hoffer“, trotz seinen siebenundfünfzig Jahren, eine unüberwindliche Schwache für die weibliche Jugend besass und es sich nicht versagen konnte, mit seinen Hörerinnen auch zuweilen in engere Fühlung zu treten, wenn sich ihm dazu Gelegenheit bot.

Und es bot sich ziemlich oft die Gelegenheit. Die jungen Damen wetteiferten geradezu um den Vorzug, von ihm in seiner Privatwohnung empfangen zu werden — einen Vorzug, der allerdings nur den hübscheren unter ihnen zuteil wurde.

Zu den wenigen, die sich aus freien Stücken von diesem edlen Wettbewerb ausschlossen, gehörte Livia Landing. Sie war eine sehr aufmerksame und eifrige Schülerin, und es gab keinen Mittwoch, den sie versäumt hätte. Aber dieser an sich lobenswerte Eifer schien sich leider ausschliesslich auf die Bakterien zu konzentrieren. Nie überschritt ihr Ton dem Professor gegenüber die Grenzen höflich interessierter Sachlichkeit, und seine gelegentlichen Versuche hatten nicht den geringsten Erfolg. Es war beinahe kränkend...! Um so grösser war Hoffers Überraschung, als er eines Tages zu bemerken glaubte, dass „Livias Pallas Athene“, wie er sie für sich nannte, sich nach dem Kursus noch auffallend lang im Labor herumdrückte, in der unverkennbaren Absicht, mit ihm allein zu bleiben. Was sonst auch hätte sie veranlassen können, ihren Arbeitstisch mit solcher Sorgfalt aufzuräumen und dabei verstohlen über die Schulter zu schielen, ob er schon mit seinen Eintragungen fertig war. Man kannte das. So begann es fast immer. Mit einem harmlosen Privatgespräch, das auf dem Heimweg fortgesetzt wurde — ganz automatisch — in ein privatissimum ausartete.

Aber warte nur kleine Heuchlerin, jetzt lassen wir dich zappeln! Der schöne Hoffer schmunzelte in sich hinein, während er sich ohne Eile die Hände wusch, den Arbeitsmantel auszog und seinen Gehpelz vom Nagel nahm. Er zögerte unwillkürlich mit dem Anziehen, in der geheimen Hoffnung, dass sie sich die Gelegenheit, ihm dabei behilflich zu sein, nicht entgehen lassen würde, und hatte bereits ein knabenhaft verschämtes „Aber Kindchen, bin ich denn schon so ein alter Herr?“ auf den Lippen.

Aber Livia liess ihn sich mit seinem Pelz ruhig allein abkämpfen. Erst an der Tür trat sie auf ihn zu. Ihre schönen, dunkelbewimperten blauen Augen sahen ihn ohne jede Spur von Befangenheit an. „Ich hätte Sie gern einmal allein gesprochen, Herr Professor“, sagte sie ruhig. „Aber Ihre Sprechstunde liegt so ungünstig für mich. Dürfte ich nicht einmal zu einer anderen Zeit kommen?“ Das war deutlich genug, so deutlich, dass es dem Professor einen Augenblick die Sprache verschlug. Und mit welchem Ernst sie das sagte. Ohne jede Koketterie. Als handelte es sich um Bazillenkultur.

Der neue

RAPIDE-SOMMER-FAHRPLAN

ist erschienen

Verlangen Sie den bewährten Reisebegleiter bei Ihrem Verkäufer, am Kiosk, an Bahn- und Postschaltern

„Aber natürlich, gern, — wann Sie wollen“, stotterte er mit etwas törichtem Lächeln. „Vielleicht...“ Er durchblättert im Geist seinen Notizenkalender, „vielleicht gleich heute abend? Heute abend habe ich nichts weiter vor.“

Er liess seinen Blick wohlwollend an ihr herabgleiten. Reizend, wie ihr die kurze Fohlenjacke stand und das fescbe Mützchen! „Ich kann Sie gleich mitnehmen, ich habe meinen Wagen da. Das heisst...“, verbesserte er sich rasch „ich habe noch eine Visite zu machen, fällt mir eben ein. Wenn Sie doch lieber direkt hinkommen wollen... In einer halben Stunde, sagen wir. Ja?“

Unmöglich, mit der Kleinen vor aller Augen loszufahren. Total verrückt! Damit morgen die ganze Stadt davon sprach und man es womöglich mit dem Herrn Papa zu tun bekam... Nein, bloss keine Dummheiten! Wenn das Mädcl selbst schon so unvernünftig war — er, der so viel Ältere musste den Kopf obenhalten...!

Professor Max Hoffer, wirklicher geheimer Rat und noch verschiedenes mehr, kämpfte am Steuer seines schönen Wagens einen schweren Seelenkampf. Er liebte zwar die galanten Abenteuer, aber nicht die gefährlichen. Und dieses Abenteuer, dem er da entgegen steuerte, war zweifellos gefährlich. Eine junge Dame der Greifenberger Gesellschaft, mit einem Vater in einflussreicher Staatsstellung! Das könnte zu Komplikationen führen. Und Komplikationen punkto Liebe waren nicht nach Hoffers Geschmack. Also aufgepasst, alter Knabe! Am besten, du lässt die Finger davon. Diese kleine mit ihrem kühnen Amazonenblick hat den Teufel im Leibe. Mit einem kleinen Flirt gibt die sich nicht zufrieden. Und dann kommt dir der Papa auf den Kopf, und dann heisst es womöglich heiraten. Nachdem man siebenundfünfzig Jahre glücklich drum herumgekommen ist. Nein danke bestens — lieber verzichten...!

Als der Professor an seinem Ziel angelangt war, hatte sich in ihm der eiserne Entschluss befestigt, diesmal der Versuchung mannhaft zu widerstehen. Aber droben in seinem schönen, behaglich durchheizten Arbeitszimmer begann — vielleicht unter dem Einfluss des genius loci — dieser Entschluss sich schon wieder ein wenig zu lockern und einer optimistischeren Stimmung Platz zu machen. Er sorgte für eine angenehm gedämpfte Beleuchtung. Stellte Zigaretten und Süssigkeiten bereit. Entkorkte mit listigem Schmur-

zeln eine Flasche Portwein. „Ja, das haben die Mädchen so gerne...“, summte er vor sich hin. Und als bald darauf — pünktlich wie ein Wecker — die Entreeglocke ging und Livia Landing in all ihrer Schönheit vor ihm stand, mit ihrem fescben Mützchen, die Wangen von der Schneeluft rosig angehaucht — hatte er alle Mühe, den würdig-reservierten Ton zu finden, den er sich für sie zurechtgelegt hatte.

„Nun Kindchen, wo fehlt es denn?“ Die Frage geriet ihm ein wenig ins Heldenväterliche und er konnte sich nicht enthalten, sie dabei unters Kinn zu fassen. Livia verabscheute seit ihren Kindertagen diese onkelhafte Geste. Mit einer kleinen ungeduldigen Kopfbewegung befreite sie ihr Kinn und sagte trocken:

„Nirgends, Herr Professor. Ich bin ganz gesund. Es handelt sich um etwas anderes.“

„Weiss ich ja“, dachte der Professor, etwas erschreckt von dem Tempo, mit dem sie auf ihr Ziel lossteuerte. Bremsen, bremsen! dachte er. Sein Ton wurde noch um eine halbe Oktave väterlicher. „Sie sehen aber in letzter Zeit gar nicht gut aus, kleine Kollegin. Es ist mir schon neulich aufgefallen. Bisschen überarbeitet, wie? Oder am Ende gar Liebeskummer?“ Er drohte kokett lächelnd mit dem Finger. „Ach so, pardon!“ lachte er etwas gezwungen, als sie nur mit einem leichten Zucken der Brauen auf seinen Scherz reagierte. „Sowas gibt's ja bei euch jungen Leuten gar nicht, wie? Damit gebt ihr euch nicht mehr ab. Recht so! Wir Älteren, wir haben vielzuviel Zeit mit diesen holden Torheiten vertan. Aber schön wär's doch...!“

Er verdrehte vielsagend seufzend die Augen, wurde sich aber noch rechtzeitig bewusst, dass er drauf und dran war, aus seiner Väterrolle zu fallen. Er räusperte sich und drückte seinen schönen Besuch mit etwas überstürzter Sorglichkeit in einen der tiefen Ledersessel.

„Na, nun setzen Sie sich mal, Kindchen, und trinken Sie erst einmal einen Schluck Portwein — zum Aufwärmen! Zigarette?“

In seinem Armstuhl zurückgelehnt, sah er zu, wie sie mit nachdenklich gesenktem Blick an ihrer Zigarette zog.

„Übrigens“ — fiel es ihm ein — was muss ich hören? Ihr Papa sagt mir gestern im Kegelklub, dass Sie in die Tropen gehen wollen? Er ist sehr betrübt darüber, der arme Papa.“

Sim Chlapperläubli umenand

Der Miggu het wieder einisch e syni Nase gha, daß er scho am Abe bevor er a Gänfersee gsfahren isch am Bahnhof ds Billett glöht het gha. Am Wändig am Morge het's uf em erste Perron nume so gräblet vo Buebe u Weitzchen, wo i ds Wälschland sy für dort ga Französisch z'lehre. Die Einte göh uf ds Land ga wärche, anderi schlüefe inere Hushaltig undere, u die Mehbestere tüe sed i der école de commerce oder inere Pensionat la wyter Bichuele oder sie wärde inere Hushaltigsschuel zum pärfäkte Husmueterli usbildet. Die meiste lehre so näbe der Sprach no öppis Praktisches u preiche derewäg zwo Flöbige uf ei Chlapp. Wo die Weitschi u Buebe mit ihre Gofere u Chöb u Drucene i den Hsebahnwäge si verstuonet gsy u d'Vokomotiv het asa gzieht, si Naselümpe zum Vorschn cho u hei gflatteret wie e ufgeschüüchte Tubeschwarm — u da

u dört het's Träne gä, oder me het iapfer ds Dagegrasser hinderha.

Mit Angst u Not het der Miggu no es Bläzli ergatteret. Näben ihm am Fänsterplatz isch es Marteli vo Gekloffe ghodet. Das het vor luter Reijesieber grangget u isch desumegstegget, het ds Fänster abegschrisse u wider ufzoge u fir Fründin am äneren Aend vom Wage die lengste Schichte verzellt. Dem Miggu isch no ghy einisch ufgröche, daß das Marteli es Buremeitschi sig. Churz na Schmitte scho het's us eme rotbluemete Sametfedli guldgäli Schlüufferli fürezoge, zwüsche Fryburg u Romont isch e Gugelhopp a d'Reihe cho u churz vor Palezieux si wyhi Wegge u safftigi Hammeschhybe us em unergründleche Sametfedli füregrüblet worde. Vor Gluscht het der Miggu di lengsti Zyt nume no läär gschlüct u der Wage het grumplet, daß me hätt chönne meine, es tonneri wyht äne im Jura. Trotz Gluscht u Hunger het sed der Miggu nid derfür gha, das brun-graue Gräbelweggli usz'pade, wo-n-ihm d'Frou zum z'Mümi het mitgä gha. Z'Cherbres isch der Miggu umgstiege. Im Zügli uf Bevey abe si fäsch kener Lüt meh gsy. So het er du sis Weggli fräveli füregno — u das Gidechsl, wo uf em Würli am Bahndamm a der Sonne glägen isch, het ihm's melewäg nid vergömt.

Z'Bevey isch brüetigi Sig! Es isch guet, mueß me nid lang uf Abschluß warte für ga Blonay ufe. Ds rote Wäzli rumplet u rüttlet, u trogdäm isch es e schöni Fahrt. D'Wöum

stöh voll i der Bluest. I de Gärte u uf de Matte blüje wyhi, rot, blau u gäli Blueme. Ds Gras isch safftig. E vollgräfni Chue liegt underem Blüetehimmel u philosophiert — die cha scho! D'Saboberbärge trage no Schneeschappe vom Winter här, ds Schloß Blonay luegt wyht über lüüchtendi Narzissefälder u d'Bärge rede ihri Zage u Nase u Hörner in e wulkelose, blaue Himmel ufe.

Der Miggu isch guet im Pensionli aho, wo-n-er zäche Tag het welle blybe. Me het ne in e schön täfereti heimeligi Stube gwiese. Er isch ase abghodet u het die lengsti Zyt das tuustigs Goferechslüffeli gwecht. Me stoht derigs süra i der Hast ine wo-n-es grad preicht u findi's de nid, we me's sött ha. Mendlech het er's doch gfunde — natürlich im obere Gilettschli linggs, dört, wo me fir Läbtig nie öppis verstouet. Er macht ds Goferi uf u packt us. Hemmli, Sode u Naselümpe tischelet er schön i d'Gumodeschublade. D'Zinke stellt er undere Lähnstuehl u Städe, Suet u Rägamentel hänkt er a Chleiderhaagge. Wo-n-er ds Rasierzüg uspackt, gseht er mit Schrecke, daß ihm d'Wuetter der Rasierbämsu nid het hpact gha. Als Fertegast wott me doch gueti Gattig mache u nid wie-n-e Räuber zum Tisch zuechode. Der Miggu het unnmüglech chönne inene Stoppelchini debüttierte. Du het er sed halt eifach mit dem Zahnbürstli hgsefet u derby zue sed selber gseit: „D'Souptfach isch, we me i jeder Läsbeslag der Rauf findet.“

Chäderi.

Hoffer wiegte ungehalten den Kopf. „Was für eine Kateridee, Kindchen! Sie wissen ja gar nicht, ob Sie sich Ihrer Konstitution nach für die Tropen eignen.“

„O doch, dass weiss ich“, widersprach sie mit höflicher Bestimmtheit. „Ich habe mich natürlich untersuchen lassen!“

„So...?“ machte der Professor gedehnt. „Von wem denn?“

„Von Dr. Linke. Er sagt, dass ich mich sogar vorzüglich eigne.“

„Hm — so...“ Professor Hoffer spielt den Gekränkten. „Da geht man also zu dem Kollegen Linke, statt sich vertrauensvoll an den Onkel Hoffer zu wenden, der einen schon von Kindesbeinen an kennt. Der einen gegen Masern und Keuchhusten behandelt hat — jawohl, ich erinnere mich genau. So klein waren Sie damals —“ er zeigte in Höhe des Grammophons — „und trugen noch Hängekleider und allerliebste rote Söckchen, erinnere ich mich —“ Hoffers Stimme bekam einen fast sehnsüchtig weichen Klang. „Müsste Ihnen übrigens auch heute noch gut stehen“, meinte er mit einem Blick auf ihre schlanken Mädchenbeine, die der halblange Rock beim Sitzen enthüllte. „Na ja“ — seufzte er resigniert, „das ist natürlich alles vergessen. Der Onkel Hoffer ist ausgeschaltet. Wenn es sich um eine wichtige Entscheidung handelt, geht man lieber zu einem Jüngeren, der —“

„Linke ist Tropenspezialist“, verteidigte sie sich gelassen, „er war selbst zwanzig Jahre in Südafrika.“

„Stimmt, weiss ich. Aber trotzdem — so ein bildhübsches Mädchel, wie Sie, und will sich bei den Kaffern begraben! Da stimmt etwas nicht. Mal ehrlich, Kleine —“ Er beugte sich vor und sah seiner jungen Partnerin herausfordernd in die Augen. „Hab' ich vorhin nicht richtig getippt, als ich auf Liebeskummer diagnostizierte?“

„Im Gegenteil, Herr Professor!“

„Was heisst im Gegenteil?“

„Grade um ihn zu verhüten, geh' ich zu den Kaffern. Sozusagen prophylaktisch.“

Das klang höchst rätselhaft. Und da war wieder diese kleine spöttische Falte um ihren Mundwinkel, die er schon öfter an ihr bemerkt hatte. Man war nie ganz sicher, ob sie sich nicht über einen lustig machte.

Der Professor machte besorgte Stirnfalten, seine Stimme vibrierte vorwurfsvoll:

„Wie auch immer, Sie sollten Ihrem armen Vater das nicht antun, liebes Kind. Er hat doch nur Sie, — Sie sind — ich meine...“

Er geriet unter Livias sondierendem Blick hoffnungslos aus dem Konzept. Dieses Mädchen hatte eine Art, einen anzuschauen...!

Und dieses hinterhältige Lächeln, mit dem sie sagte:

„Vielleicht, Herr Professor, können Sie etwas dazu beitragen, dass ich nicht zu den Kaffern gehen muss.“

Am besten man stellte sich ahnungslos. Der schöne Hoffer hob erstaunt die Brauen. „Ich? Wieso denn?“

„Indem Sie mir über etwas Auskunft geben, was mich in diesem Zusammenhang interessiert.“

„Aber gern“, lächelte er etwas verzerrt, in bänglicher Erwartung irgendeiner unausweichbaren Schicksalsfrage, und trank, wie zur inneren Stärkung, seinen Portwein auf einen Zug hinunter. Livia wartete, bis er sein Glas wieder hingestellt hatte, und fragte dann ruhig:

„Herr Veltin ist doch Ihr Patient, nicht wahr?“

„Veltin...?“ Der schöne Hoffer fiel aus allen Wolken. Zugleich verspürte er etwas wie Erleichterung. „Gewiss — warum?“

„Er hatte im Sommer eine schwere Grippe, die Sie behandelt haben? Stimmt das?“

Hoffer nickte bejahend.

„Dürfte ich mir mal einen Augenblick sein Krankenblatt ansehen? Herr Professor?“

„Sein — was?“ Hoffer grinste verständnislos. Der „starke Conny“ — wie kam sie plötzlich auf den? Was interessierte sie seine Krankengeschichte? Er dachte es laut.

„Weil ich mich über den Grad seiner Krankheit informieren möchte“, war die sachliche Antwort. „Ich will wissen, ob sein Zustand es ihm erlaubt haben würde, in der Nacht des 19. Juni das Haus zu verlassen. Ich muss es wissen, Herr Professor, — es ist von grösster Wichtigkeit. Nicht für mich persönlich, aber...“

Sie wurde rot. Jetzt dachte er natürlich etwas Falsches. Männer wie Hoffer denken immer das Falsche. Man sah es an dem pfiifig-erstaunten Lächeln, mit dem er, wie in plötzlicher Erleuchtung, die Augenbrauen hochzog. Dachte er etwa, dass dieser Preisboxer sie als Mann interessierte? Zu dumm! Aber mochte er. Wenn es nur der Sache diene...!

„Was glauben oder — fürchten Sie denn, dass Herr Veltin in jener Nacht getan haben könnte?“ sondierte er mit seinem anzüglichen Lächeln. „Dem Onkel Hoffer können Sie's ruhig sagen, der schweigt wie das Grab.“ Er rückte ihr mit seinem Sessel vertraulich näher. Aber ein Zucken ihrer Braue warnte ihn noch rechtzeitig vor etwaigen onkelhaften Übergriffen.

„Na, ich will nicht indiskret sein“, meinte er verzichtend. „Aber ich muss Ihnen leider die Auskunft verweigern, mein Kind. Mich bindet meine ärztliche Schweigepflicht.“

Das junge Mädchen wurde aufs neue rot, aber diesmal aus Ärger. „Unsinn, Herr Professor!“ brauste sie auf, durch seinen Widerstand gereizt, „Unter Ärzten nimmt man das doch nicht so genau.“ Sie zwang sich zu einer umgänglicheren Tonart. „Ich will Sie nicht drängen, aber... Sie würden damit meinem Vater einen grossen Dienst erweisen.“

(Fortsetzung folgt)

Flüchtlinge brauchen dringend Kleider!

Die Zahl von gehetzten und leidenden Menschen, die in der Schweiz Hilfe und ein sicheres Obdach suchen, ist in den vergangenen Tagen und Wochen enorm angestiegen. Immer neue Flüchtlinge, die jahrelang unter dem Kriege gelitten haben, suchen Hilfe bei uns in der Schweiz, und wir sind noch immer in der glücklichen Lage, diese Hilfe gewähren zu können. Die Anstrengungen, die von allen Seiten unseres Landes gemacht werden, sind sehr gross und doch reichen sie nicht aus, um dem grossen Elend der Hilfesuchenden überall abzuhelfen. So fehlt es zum Beispiel überall an Kleidern, um die zum Teil in Lumpen gehüllten Ankömmlinge einkleiden zu können.

Deshalb gelangt das Rote Kreuz, besonders die Abteilung Kinderhilfe, neuerdings an die schweizerische Bevölkerung und bittet alle, ihre Schränke und Schubladen durchzusehen und alles nur irgendwie Entbehrliche an Kleidern dem Roten Kreuz einzusenden. Wie manche Mutter stellte mit geheimer Freude in diesem Frühjahr fest, wie sehr ihre Kinder gewachsen und wie ihnen alle Kleider zu klein geworden sind. Mit einigen Seufzern über die grosse Teuerung werden Neuanschaffungen gemacht, so dass unsere Sprösslinge wieder in gutsitzenden Kleidern zur Schule gehen können. Dabei aber sind viele Kleidchen

und Wäche, die noch sehr gut tragbar sind, überflüssig geworden, und alle diese Kleider, liebe Mütter, sendet sie dem Roten Kreuz ein für die vielen armen Kinder, die nichts als Fetzen haben. Und wenn sich auch im Schrank der Mutter oder des Vaters ein Kleid findet, das entbehrlich ist, so sendet sie raschest ans Rote Kreuz. Selbst defekte Sachen, solange noch etwas daraus zu machen ist, werden mit Freuden angenommen, denn fleissige Hände stehen bereit, um zu ändern und zu flicken. Fast in jedem Dorf befindet sich eine Sammelstelle, und in der Stadt Bern könnt ihr alles an die Sammelstelle des Roten Kreuzes, Postgasse 14, senden. Hilfe ist dringend notwendig.

(Es werden auch noch eine grössere Anzahl fleissiger Hände benötigt, die bei den Näharbeiten helfen würden.)